

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Führer. 1927-1944 1933**

168 (20.6.1933) Am badischen Herd



# Am badischen Herd

Unterhaltungsbeilage des „Führer“

## Der Hahn

Skizze von Bruno Prohaska-Tulln

Die Verwaltung des von Erholungsbedürftigen bevorzugten, in der Einjamkeit gelegenen Hotels wußte wohl, was sie tat, als sie ihn in einem wohl verpackten Korbe eigens aus Böhmen kommen ließ und rund fünfzig Tischehentrone für ihn bezahlte. Denn er war ein vortrefflicher Zuchthahn von guter Rasse, Meister seines Fachs und schön befiedert. Er gebot über zehn Hennen, die ihn vergötterten, und die Kinder des Küchenpersonals ehrten und liebten ihn.

Er war sich seiner Vorzüge wohl bewußt. Doch sie alle schätzte er nicht so hoch wie seine Stimme. Sie war in der Tat von seltener Schönheit. Mit unübertrefflicher Schärfe legte er den Ton an wie ein Rasiermesser, und sofort schloß aus seiner Kehle die Tonfülle in voller Stärke wie ein Geier hervor. Die punktierte Note nahm er scharf, wie man es nur bei den besten Musikern hören kann, und den letzten Ton steigerte er noch zu höchster Kraft, ließ ihn aber nicht plötzlich nach Pflückerart abreißen, sondern langsam und melodisch verklingen. Er konnte das Morgenrauschen kaum erwarten.

Die Hennen schloßen kugelförmig gebläht auf ihren Stroßeln, da schüttelte er schon sein Gefieder, flatterte in den Hof hinaus, dann über die Hofmauer auf den freien Platz vor dem Hotel. Dort stand von Kubebäumen umgeben ein großer Tisch. Dieser allein erschien ihm als würdigen Platz zur Ausübung seiner Kunst. Er stellte sich mitten auf die braune, taupfeigende Matte, machte einige kurze, hadmesterrische Bewegungen mit dem Kopf, und dann stieß er seinen Ruf scharf wie einen Dolch in das Herz der dämmernnden Stille. Die ganze Natur erbebt. Die Blätter reizen sich leise, und im Osten steigt aus rötlich grauem Dunst gehoriam die Sonne empor. Er wiederholte seinen sieghaften Ruf, dann wandte er sich in die Richtung des Bühnenhofes. Zum Schluß landete er noch eine besonders prächtige Fanfare gegen die Front des Hotels, das seine zahllosen, grün verbängten Augen noch geschloßen hielt. Er wußte, daß große Kunst meist nur einem kleinen Kreise zugänglich ist, aber einige Auserwählte hoffte er doch auch unter den Menschen zu finden, und diesen wollte er dann sein Bestes geben.

Lange Zeit lagen die grünen Reihen der Fenster unbeweglich und teilnahmslos. Aber eines Tages, als sein zweiter Ruf die Morgenluft durchschneit, schloß sich im ersten Stockwerk ein Vorhang beiseite, und ein bleiches Gesicht erschien, umrahmt von schwarzen Haaren und schwarzem Bart. Durch zwei schmale Augenschlitze blickten zwei grünlich schillernde Augen auf ihn nieder. „Endlich“, dachte der Hahn entzückt, „endlich ein Mensch!“ Und ihm zum Danke, feuerte er noch eine Rakete ab, die ganz besonders gelang. Auch der Mensch im Fenster schloß an ihm Wohlgefallen zu haben. Denn er öffnete die Augen weit, entblößte seine gelben Zähne, zwischen denen Gold

funfelte, und schüttelte die geballten Fäuste. Solch begeisterten Beifall hatte der Sänger gar nicht erwartet, und dankbar gab er noch einen Trompetenstoß von sich und zog ihn lang wie eine Siegesfahne im Wind. Der Mann im Fenster tobte fast vor Begeisterung.

Er fuhr sich mit den gekrauteten Fingern in das Haar und blickte wie rasend um sich. Dann holte er mit dem weißen Arme aus, und ein schwerer Gegenstand flog in den Sand vor dem Hotel. Alle Hennen liefen hinzu. Aber jede dikte nur einmal, denn es war bloß ein Stück Holz.

Am nächsten Morgen wandte sich der Hahn sofort an das Fenster mit einer besonders gelungenen Neuheit, die er des Nachts eigens ausgedacht hatte, um seinem Zünger eine Freude zu machen. Er fügte nach dem ersten Einjat noch zwei überaus scharfe, witzige Töne ein, die wie ein Bliß auf- und absauten. Wundervoll. Als bald öffnete sich auch das Fenster, und sofort flog ein länglicher Gegenstand herab, der einen Rücken aus Holz hatte und dicht mit Borsten besetzt war. Die Hennen liefen herbei. Aber jede dikte nur einmal. Denn nichts Ekstatisches war an ihm. Immerhin gerührt durch die Anerkennung des fremden Mannes schmettete der Hahn eine halbe Stunde lang seine besten Fanfaren vor dem Fenster, bis das bleiche Gesicht verschwand und eine Klingel durch das schlafende Haus schrillte.

Am Abend dieses Tages sah er, daß ein Küchenjunge hinter ihm ein Querholz an der Stalltür vorstieß, so daß der Hahn morgens den Stall nicht verlassen konnte. Das wäre eine Katastrophe gewesen. Er suchte aufgeregt nach einem Ausweg, um seinen getreuen Zuhörer nicht warten zu lassen. Glücklicherweise fand er ein Loch in der Rückwand, wo das Holz etwas aneckelt war. Er erweiterte die Öffnung, arbeitete die ganze Nacht und mit größter Mühe gelang es ihm, als es schon dämmerte, die Öffnung so weit zu vergrößern, daß er durchschlüpfen konnte.

Einige Sekunden später stand er schon auf dem Tisch, und schmetternd klang sein Ruf ins Weltall. Der Mensch droben schien ihn schon mit größter Ungeduld zu erwarten zu haben. Denn das Fenster flog so heftig auf, daß eine Scheibe zerbrach und Glascherben klirrend zu Boden fielen. Dann schlug der Mensch die Hände vors Gesicht wie in höchster Verzückung und verschwand.

Später, zu jener Zeit, da die Menschen frühstücken, ging der Hahn wieder vor dem Hotel vorüber und sah dort zu seiner Freude den bleichen Mann, seinen begeisterten Anhänger, in eleganter Morgentoilette. Er stand neben dem Soteldirektor und sprach mit ihm. Der Direktor machte ein unterwürfiges Gesicht und nickte fortwährend. Um dem fremden Manne eine Freude zu machen, stieß der Hahn einen Ruf aus, obwohl man um diese Stunde nicht zu träben pflegte.

Der Mann fuhr in freudigem Schreck zusammen und deutete auf ihn.

„Das ist er“, sagte der Bleiche. „Also bleibt es dabei?“ — „Bitte wenn es Ihnen gefällig ist“, entgegnete der Direktor, „er kostet mich allerdings hundert Kronen.“

„Das ist mir die Sache wert. Ich werde sonst wahrhaftig. Also gleich heute mittag als zweiten Gang.“

„Bitte“, erwiderte der Direktor. Dann schüttelten sie sich die Hände und entblößten die Zähne, zwischen denen Gold funfelte. Der Direktor drückte auf eine Klingel. Ein Burische erschien und nahm einen Befehl entgegen. Dann näherte er sich dem Hahn und packte ihn mit einem raschen Griff bei den Flügeln. Er ließ sich willig fangen, denn er vermutete, daß man ihm besondere Ehren ausgedacht habe. Der Burische trug ihn in den Hinterhof, der Bleiche ging mit. In einer Ecke blieben sie stehen. Der Burische zog ein Messer.

Was war dies? Gewalt? Mord? Nein, das konnte nicht sein, das konnte der Kunstfreund nicht zulassen. Es war gewiß nur Scherz mit aller Kraft befreite er seinen Hals. Wenn es nur gelang, die Stimme erlösen zu lassen, die den bleichen Menschen so entzückt hatte, dann war er gerettet. Und mit fliegendem Atem stieß er seinen Ruf aus, so laut er konnte. Der Blick seines runden, roten Auges befestete sich siegesgewiß auf das geschlossene Auge des Menschen. Doch dieses erweiterte sich plötzlich und hervor schloß ein grünlicher Strahl wie ein Feuer. Er sah, heiß und kalt, viel schrecklicher als das rot funkelnde Auge des nächtlichen Warden. Er begriff es nicht. Vielleicht hätte er stärker rufen sollen, vielleicht noch einmal.

„Rach, rach!“ stieß der Bleiche zwischen den funkelnden Zähnen hervor.

Dann war es zu Ende.

## Hausfrau — ein Beruf

In der Ausstellung „Gesunde Frau — Gesundes Volk“ in Mannheim.

Die Statistik erfasst und zählt alle Berufe, männliche wie weibliche. Groß und vielseitig ist die Zahl der Berufe und vielgestaltig ist das Bild, das zeigt, wie Männer und Frauen, wie alt und jung sich auf die verschiedenen Berufe verteilen. All dies ist recht interessant! Das Interessanteste aber ist, daß bei allen diesen Zählungen ein Beruf nicht mitgezählt wird! Und gerade der Beruf, der die größte Anhängerschaft hat: der Hausfrau beruf. Wie erklärt sich das? Ein „Beruf“ ist selbstverständlich ausgeschlossen. Also muß wohl etwas anderes vorliegen; und dieses andere ist die Auffassung, daß Hausfrauentätigkeit kein Beruf, sondern lediglich eine selbstverständliche Pflichtenbefüllung der Frau sei. Und doch ist es ein Beruf! Und es ist erfreulich, daß sich wenigstens in jüngster Zeit allmählich diese Ueberzeugung durchsetzt, daß man jetzt bald hier bald dort schon Frauenarbeit nicht mehr unterhebt nach. Hausfrauen und berufstätigen Frauen, sondern — wie es einzig und allein richtig ist — nach häuslichen Berufstätigen und außerhäuslichen Berufstätigen.

Der Beruf der Hausfrau läßt sich kaum mit irgendeinem anderen Beruf vergleichen: das Arbeitspensum in diesem „Beruf“ ist ungeheuer, ist groß und schwer. Ein gewaltiges Maß körperlicher und seelischer Kraft ist notwendig, um Tag für Tag diesen Verpflichtungen nachzukommen. Je schwerer die Zeiten werden, je mehr der Hausfrau die Möglichkeiten der Entlastung durch Hilfskräfte oder technische Erleichterungen genommen werden, um so schwerer ist diese Arbeitslast. Und wer den Beruf der Hausfrau zu würdigen versteht, der wird auch die Frage stellen: Muß die Frau wirklich so belastet, so häufiger so überlastet sein? Diese und ähnlich gelagerte Fragen werden in der Mannheimer Ausstellung „Gesunde Frau —

Gesundes Volk“ angechnitten und der Verantwortung nähergebracht. An einigen, jedem einleuchtenden Beispielen wird gezeigt, daß

Hausarbeit nicht nur Hausfrauenarbeit ist, sondern daß eigentlich jedes Familienmitglied helfen kann. Und helfen soll und muß! Es wird gezeigt, wie der Mann bei der Bewältigung körperlicher anstrengender Arbeiten helfen kann, wie die heranwachsenden Kinder die Kleinen bei den Schularbeiten beaufsichtigen können, wie Kinder recht gern und recht gut beim Einkauf helfen können usw. Alle, das ist ganz sicher, sind freudige Helfer, wenn immer sie an den richtigen Platz gestellt werden. Das gilt schon für den Alltag. Ein besonderes Wort aber noch dem Sonntag: ja, auch die Hausfrau soll und muß einen Sonntag haben. Es darf nicht länger so sein, daß der Sonntag für die Hausfrau nicht nur keine Erholungsmöglichkeit bietet, sondern gar noch mancherlei Sonderbelastung bedeutet. Auch hier wieder kann, soll und — wird jedes einzelne Familienmitglied helfen!

## Bedingte Schraff

Die Schraff ist nach der Meinung einer ärztlichen Zeitschrift nur halb so stark, wie die eines Naturvolkes, etwa der Patagonier. Alles aber hat zwei Seiten. Die Patagonier mögen ein Kaninchen auf 2 Kilometer, ein Pferd auf 7 Kilometer und ein Lagerfeuer auf 15 Kilometer jagen können. Das ist die Voraussetzung für ihr Leben. Diese Art von Sebvormögen ist in Deutschland wenig in Gebrauch. Dafür können die Patagonier kaum die Zeichen eines Verkehrslehren erkennen oder in der Straßenbahn einen Zeitartikel lesen. Für diese Dinge kann der Patagonier nicht genügend sehen. Wir können es, weil wir es müssen.



### 88. Fortsetzung.

Wie klopfte mein Herz, wie zitterte mein Ansehen in allen Gelenken. Ich hatte nicht den Mut, die junge Mutter anzuschauen. Was wußte ich von ihr? Nur, daß ich ein Anrecht auf ihre Milde hatte. Und sie fand nichts dabei, daß ich immer noch härtig und verstimmt in einem viel zu engen Anzug hing. Daß ich als Stromer neben ihr durchs Dorf straukelte, während sie ein dustiges Sommerkleid mit geblühten Mustern trug.

So kamen wir an den Rhein, das Wasser roch wie frisches Heu. Die Sonne kamm höher, sein Wälchen weidete am blauen Himmel, ein Wetter zum Eierlegen, sagten die Bauern, die uns grüßend in den Weg liefen. Dann waren wir allein, und Maria ludte schon ein graßiges Reoier am Ufer. Dort hin streckten wir uns wie sorglose Sommerfrühler, dachten nur an die Güte des Augenblicks, jeder erwartete vom andern, daß er ein frommes Wort zum Weiterwinnen fände. Aber das kleine Kind, das wieder in mir wohnte, war so ängstlich für eine Zärtlichkeit. Da hatte ich im Krieg sieben Schlachten ausgehalten, hatte gestürmt, bluten, kämpfen und brennen müssen, — vor diesem Mädchen benahm ich mich läppisch und schüchtern, obwar meine Seele in geheimen Verzückungen schwelgte. Doch ließ mich eine andre Not das erste Wort finden: „Maria, du bist... verheiratet?“

Das Mädchen winkte ein klares Nein und wurde rot dabel.

„Aber du heißt doch Maria Selbach?“

„Ich hab mich hier nur als Frau ausgesprochen, weil ich doch —!“

Sie küßte ihr Kind, so daß ich verstehen mußte.

„Nun erzähl mir, wie ist in Köln wieder alles gut geworden? Wie findest du dich hierher?“

Maria drehte mir ihre Schulter zu. Nicht aus Abneigung, es hatte andere Gründe: Der Knirps in ihrem Arm mußte seine Mahlzeit haben. Ich höre ein Schmatzen und kindliches Grinsen, während die junge Mutter ihre Brust bebütam ins Tuch bettete, daß sie im Schatten läge. Und Maria Selbach erzählte ihre Geschichte, zuerst stotternd, dann immer hastiger werdend, war sie doch selig, nach langer Irrfahrt endlich einen Menschen zu haben, dem sie sich ausschütten konnte.

„Ich bin jetzt mutiger geworden, seitdem ich den Jungen habe. Mein Bräutigam hätte mich gewiß geheiratet, er ist aber in Frankreich gefallen. Am 20. Oktober 1918. Kurz vor dem Ende. Da hab ich meinen Eltern alles beichten müssen. Die Mutter grämte sich, der Vater warf mich aus dem Hause. Der Schande wegen. In Köln hab ich dann Schlus machen wollen, — das übrige wissen Sie!“

„Maria, — sag Du!“

Sie zitterte. Sollte ich in diesem Augenblick nicht plump und einfältig Schmollis gemacht,

wäre Maria ans Weinen gekommen. So aber gukte sie mich verständlich an: „Beim Du muß man eigentlich trinten!“

„Der Junge trinkt für mich mit, Maria!“

Ich spürte eine Ohrfeige, die nicht weh tat, doch traf mich gleich hinter her ein Blick, der wieder um Gnade bettelte.

„Wo wohnen deine Eltern, Maria?“

„In Birnich, nicht weit von Köln. Mein Vater hat eine Ziegelei!“

„Und wie bist du nach Wolfheim gekommen?“

„Gestern abend stand alles in der Zeitung, auch die Sache mit den fünftausend Franken. Deinen Namen kannte ich sofort, und da hab ich mich auf die Bahn gemacht, um — — —“

„Na, um —?“

„Um dich zu... sehen!“

„Sie herzte wieder den trinkenden Buben.“

„Gefall ich dir, Maria?“

Sie gab keine Antwort. Ich hätte sie gern noch einmal gefragt, wenn ich nicht so ungewaschen und horstig gewesen wäre. So hob ich's auf bis später und wurde manierlicher.

„Ich hab oft an dich denken müssen, Maria. Wie lange durdest du im Spital bleiben? Ist der Doktor mit den Chinesenaugen artig gewesen?“

„Ich blieb bei den Deuter Schwestern noch drei Monate. Sie wollten mich nicht eher fortlassen, bis ich das Kind hatte.“

Maria Selbach neigte an der Brust und zog einen Brief hervor: „Hier, für dich!“

„Von wem?“

„Von Frau Quambusch!“

„Wie kommst du an die Quambuschs?“

Maria erzählte eine absonderliche Geschichte. Dreimal noch hätte die Mutter meines Leutnants am Deuter Hospital angerufen. Immer ohne Erfolgs. Schließlich sei sie selber gekommen, hätte den eigenfönnigen Manes Himmerod aber nicht mehr angetroffen.

Das konnte schon stimmen. Damals war ich längst Fuhrknecht bei Witwe Zedotus Himmelreich in Eßtern am Vorgebirge. Maria Selbach erzählte weiter: „Sie war eine gute Dame, die alte Frau Quambusch. Sie hat mir von dir und deinem Väter erzählt, hat mir die Wäsche für mein Kind geschenkt und Kleider für mich selber gekauft, alles neu und ungebraucht. Vor vierzehn Tagen besuchte ich sie in Keltensch, da gab sie mir diesen Brief. Traudlwo würde ich dich treffen, dann sollte ich dir herzlich Grüße ausrichten!“

„Wie ging es dem langen Lutatsch?“

„Wem?“

„Nun, dem Leutnant?“

„Der hinkte noch am Stod, war aber sonst gesund und heiter. Er sagte immer wieder, du wärest ein guter Soldat und ein noch besserer Querfoof gewesen!“

Maria drückte den Säugling bequemer an die Brust, während ich den Brief von Mutter Quambusch aufriß:

„ — zu ewigen Dank verpflichtet — — Freund meines Sohnes — — Blutsbrüderschaft — — das Haus jederseits offen — — immer hilfsbereit — — Ihre zweite Mutter Elisabeth Quambusch. —“

Ich zerriß den Brief und sah, wie die weißen Fäden sanken den Rhein hinab trieben. Ich war nicht wütend, doch reizte es mich, den Wechsel eines Schuldners verschmähen zu können; ich wollte nicht eines Tages in Versuchung kommen, mit diesem Fettel ein unselbständiges Geschäft zu machen.

Maria Selbach schloß mich auf die Finger: „Schäm dich, das war der Brief einer glütigen Mutter. — Ueberhaut, ich reise wieder ab!“

War ich wieder einmal hochmütig gewesen?

„Maria, manchmal plagen mich solche Muden. Trag's nicht nach, ich brauche einen, der mich besetzt, man verwidert mich der Zeit. Gegen Mutter Quambusch hab ich nichts, aber der Sohn, der war immer ein Querfoof!“

„Ihr scheint mir beide nicht ganz bei Trost gewesen zu sein!“

(Fortsetzung folgt).